SSOAR

Open Access Repository
www.ssoar.info

Biographie und "modernisierte Moderne": Überlegungen zum vorgeblichen "Zerfall" des Sozialen

Alheit, Peter

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:
Alheit, P. (2000). Biographie und "modernisierte Moderne": Überlegungen zum vorgeblichen "Zerfall" des Sozialen. *Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung*, *1*(1), 151-165. https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-280681

Nutzungsbedingungen:
Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de

Terms of use:
This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more Information see: https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0

gesis Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften

Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft

Peter Alheit

Biographie und „modernisierte Moderne“: Überlegungen zum vorgeblichen „Zerfall“ des Sozialen[1]

Zusammenfassung
Der folgende Beitrag beschäftigt sich mit Prozessen der „Biographisierung“ im Laufe der Moderne. Dabei wird besonders die biographiegenerierende Funktion der Institutionen untersucht. Ihre Bedeutung beim Entstehen *biographischer Reflexivität* in der frühen Moderne scheint heute durch eine Krise ihrer Funktion als biographische „Stichwortgeber“ abgelöst worden zu sein. Die Pointe des Beitrags besteht daher in der Forderung einer neuen Art *„institutioneller Selbstreflexivität“*.

Abstract
The following essay deals with processes of ‘biographising’ in modernised societies. Particular attention is paid to the function of institutions in generating biographies. Their significance for the emergence of *biographical reflexivity* in early modern times seems today to have declined as a result of a crisis of their function as biographical ‘watch-words’. The focal point of the article is the call for a new kind of *‘institutional self-reflexivity’*.

„Jeder Mensch erfindet sich
seine Geschichte,
die er dann unter gewaltigen Opfern
für sein Leben hält.“
Max Frisch

Hinter diesem durchaus selbstironisch gemeinten Zitat steckt ein theoretisches Problem, mit dem sich die folgenden Überlegungen beschäftigen werden: die Frage nämlich, ob der Modus unserer Wahrnehmung und Bearbeitung der sozialen Welt, in der wir leben, sich im Laufe der Moderne verändert hat und ob die prominenten postmodernen Zeitdiagnosen vom „Verlust“ oder „Zerfall“ des Sozialen eine empirische und theoretische Berechtigung haben.

Ich möchte zunächst an einem ungewöhnlichen historischen Beispiel herauszuarbeiten versuchen, daß die Moderne tatsächlich einen neuen Modus individueller Verarbeitung der sozialen Welt entwickelt, den ich als biographische Reflexivität bezeichne (1). Ich will dann auf spezifische Modifikationen der inneren

Repräsentation der Sozialwelt eingehen, wie sie uns in einer Periode begegnen, die – je nach Geschmack – als reflexive, zweite, späte oder sogar „Post"-Moderne beschrieben wird (2). Und ich möchte schließlich den vorsichtigen Versuch machen, die Einsichten einer historisch und theoretisch begründeten Zeitdiagnose auch auf den Gegenstandsbereich empirischer Professionsforschung[2] zu beziehen (3).

1. Die Entstehung biographischer Reflexivität

Meine Überlegungen beginnen mit der literatur- und sozialgeschichtlich relativ gut gesicherten These, daß unser modernes biographisches Bewußtsein als erstaunlich junges historisches Phänomen betrachtet werden muß (vgl. ausführlich Alheit/Dausien 1990). Gewiß ist die Vorstellung, daß Menschen eine Biographie haben, nicht an die europäische Moderne gebunden. Sie findet sich vielfältig bereits in antiken Lebensbeschreibungen.[3] Und doch steht in diesen vormodernen biographischen Schilderungen nicht die Entwicklung konkreter Individuen, nicht die Entfaltung subjektiver Einzigartigkeit, einer „Identiät-Für-Sich", wie Alois Hahn (1988, S. 93) dies treffend genannt hat, im Vordergrund, sondern die Präsentation möglichst idealer Charaktertypen. „Biographien" dienen in der Regel der Unterhaltung, der Belehrung oder der Herrschaftslegitimation. Sie sind sozusagen „didaktisch" motiviert.

Dies ändert sich tatsächlich im Zuge der europäischen Moderne, gewiß nicht abrupt, regional und sozialstrukturell äußerst ungleichzeitig, aber doch belegbar. Neben die Darstellung von Heiligen und Mächtigen tritt zunächst ein unübersehbares Interesse an der Beschreibung bemerkenswerter, ja sogar anstößiger Persönlichkeiten aus allen Bereichen des öffentlichen Lebens. Die Künstlerbiographien des italienischen Rinascimento machen diesen Perspektivwechsel auf eindrucksvolle Weise deutlich: Das vitale Interesse am Individuellen, Kuriosen, die Lust an der Darstellung und Selbstdarstellung, die Inszenierung auch des Persönlichen und Privaten, das Bedürfnis nach „Ruhm" in einem „Land der Fassaden", wie Peter Burke (1986, S. 20) es ausdrückt, zeigen den Keim einer neuen Weltsicht. Beispiele für solche Biographien sind die „Vita di Dante" von Boccaccio, die Autobiographie Benvenuto Cellinis oder die groß angelegte Künstlersammelbiographie Giorgio Vasaris, ein wenig später auch außerhalb Italiens das berühmte „Schilderboeck" des Flamen Karel van Mander oder die großen englischen biographischen Werke des 16. Jahrhunderts (Mores „Richard III.", Ropers „Thomas More" und Cavendishs „Cardinal Wolsey").[4]

Diese gewiß außergewöhnlichen Beispiele einer erwachenden Sensibilität für die Einzigartigkeit und Besonderheit individuellen Lebens sind allerdings noch kein Beleg für die Universalisierung biographischer Reflexivität. Vergleicht man sie mit weniger spektakulären zeitgenössischen Dokumenten, werden Unterschiede sichtbar. Im Falle biographischer Quellen aus dem deutschen Stadtbürgertum des 15. und 16. Jahrhunderts, besonders aus dem Patriziat der Handelsstädte, überrascht z.B. die fortbestehende Vermischung von Öffentlichkeit und Privatheit. Biographien sind – obgleich schon selbständige „Textsorte" • noch in den Rahmen einer Genealogie oder Stadtchronik eingebettet (vgl. Wenzel 1980).

Sie dokumentieren durchaus das entstehende Interesse am Individuellen, dessen Ursache im gewachsenen sozialen Selbstbewußtsein des freien Stadtbürgertums liegt. Individualität freilich ist nicht im modernen Sinn als psychische Individualität entwickelt, sondern erst als soziales Stereotyp einer sich aus feudalen Fesseln befreienden Klasse.

Es gibt für diesen Prozeß der allmählichen Bedeutungsverschiebung der Biographie neben einer Reihe von Indizien wenige hochinteressante Fallbeispiele. Lucien Fèbvres Rabelais gehört dazu (Fèbvre 1947), auch Carlo Ginzburgs amüsante Studie über den friaulischen Müller Menocchio (Ginzburg 1976) mit dem wunderschönen Titel ‚Il formaggio e i vermi‘ (‚Der Käse und die Würmer‘). Eines der erstaunlichsten und, was die Quellenlage angeht, überzeugendsten Dokumente ist die Rekonstruktion eines Kriminalfalls aus dem späten 16. Jahrhundert, die wir vor allem Natalie Zemon Davies (1989) verdanken. Das Besondere an dieser authentischen Geschichte, in welcher ein gewisser Arnaud du Tilh die Identität des verschollenen Martin Guerre annimmt, ist nicht die Tatsache, daß der Rollentausch über lange Jahre hinweg unbeanstandet bleibt, sondern daß die offensichtliche soziale Duldung des Täuschers – jedenfalls bei den unmittelbar Betroffenen – wider besseren Wissens geschieht und doch nicht einfach als Komplizenschaft ausgelegt werden kann. Du Tilh gelingt es, die „Biographie“ des Martin Guerre soweit auszufüllen, dessen wichtigste Rollen und seinen Status so funktional wahrzunehmen, daß kein Anlaß besteht, seine angemaßte Identität anzuzweifeln. Dabei kann er charakteristische und ausgesprochen sympathische Eigenarten des Arnaud du Tilh (z.B. ein amüsanter und zärtlicher Liebhaber zu sein) sogar beibehalten (vgl. Zemon Davies 1989, bes. S. 54-71).[5] – „Biographie“ erscheint hier also zunächst nicht als einzigartiger Lebensverlauf eines Individuums, sondern als lose Verknüpfung ständischer Funktionen, bestimmter sozialer Rollen und eines plakativen Erscheinungsbildes. „Biographie“ muß gleichsam noch als vormoderner Erfahrungsmodus interpretiert werden.

Was den Kriminalfall nun für unsere Zwecke besonders aussagekräftig macht, ist die juristische „Auflösung“ der delikaten Täuschung. Arnaud du Tilh wird nach zwei Prozessen schließlich zum Tode verurteilt, nachdem der verschollene Guerre wieder aufgetaucht ist und in den Prozeß eingreift. Die umfangreichen Gerichtsakten und besonders der bemerkenswerte Bericht eines der Prozeßführer, des berühmten französischen Rechtsgelehrten Jean de Coras, belegen aber eindrucksvoll, daß du Tilh in einem Indizienprozeß unterliegt, in welchem vor allem eine penible Rekonstruktion der Biographie des (vermeintlichen) Guerre eine Rolle spielt (vgl. Zemon Davies 1989, S. 90ff.). Offensichtlich hat also das Gericht eine sehr viel „modernere“ Vorstellung von biographischer Konsistenz als die Menschen in Artigat, jenem Dorf am Fuße der Pyrenäen, aus dem Martin Guerre stammt. Und zweifellos verfügt auch Arnaud du Tilh über dieses moderne Verständnis von Identität, weil er sich mit großem Geschick zu verteidigen versteht und die bewundernswerte Kenntnis sogar von intimsten Details der angenommenen Biographie beinahe zu seinem Freispruch geführt hätte (ebd., S. 107ff.). Seine Niederlage ist eher dem Zufall geschuldet, daß Guerre tatsächlich zurückkehrt und von seinen Blutsverwandten spontan identifiziert wird. Die Konstruktion einer „Identität-Für-Sich“, jene Leistung, die dem modernen Individuum in immer

kürzer werdenden Abständen abverlangt wird, hat du Tilh auf bemerkenswerte Weise vollzogen. Im modernen Verständnis wäre er der wirkliche Martin Guerre.

Der Prozeß erregt auch bei Zeitgenossen erhebliches Aufsehen. Jean de Coras' Bericht wird zu einem „Bestseller" und vielfach wiederaufgelegt. Sogar Montaigne erwähnt den Fall in seinem Essay „Von dem Hinkenden", in welchem er sich ex post – er war Prozeßbeobachter – an den ganz ungewöhnlichen „Betrug" erinnert und „den Schuldspruch sehr gewagt fand, der (du Tilh) zum Strange verurteilte" (zit. nach Ginzburg 1989, S. 185).

Gerade die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen scheint indessen ein Beleg dafür zu sein, daß wir es hier mit einem Vorgang zu tun haben, der die Schwelle zum modernen Verständnis von Biographie markiert. Jene bewußte Entscheidung des Arnaud du Tilh, die Identität eines anderen anzunehmen und für beträchtliche Zeit mit ihr zu leben, kann nur einem Publikum als Ungeheuerlichkeit erscheinen, für das die Vorstellung persönlicher Identität und Integrität bereits zu einer Normalerfahrung geworden ist (vgl. dazu auch Ginzburg 1989, S. 185ff.).

Dieses historische Fallbeispiel belegt nicht nur, daß wir Biographie aus guten Gründen als modernes Phänomen betrachten können (faszinierenderweise dokumentiert es ja gleichsam den „Umschlag" des vormodernen in das moderne Verständnis von Biographie). Der Fall macht darüber hinaus plausibel, daß Biographie keineswegs nur als äußerliches Ablaufmuster einer chronologisierten modernen Existenz interpretiert werden darf, sondern geradezu eine neue soziale Wissensform darstellt.

Darauf weisen insbesondere die Arbeiten von Alois Hahn (1982, 1988; Hahn/Kapp 1987) hin, der zwischen historisch universalen Formen der Selbstidentifikation (also den Biographien der Könige und Heiligen) und der biographischen Selbstreflexion als explizit verzeitlichter Form der Selbstthematisierung, einem eindeutig modernen Phänomen, unterscheidet. Letztere bildet sich unter bestimmten historisch-gesellschaftlichen Bedingungen heraus, die sich über einen längeren Zeitraum und mit großen Ungleichzeitigkeiten entwickeln. Hahn spricht allgemein von „Biographiegeneratoren", womit er soziale Institutionen meint, die eine lebensgeschichtliche Form der „Rückbesinnung auf das eigene Dasein gestatten" (Hahn 1988, S. 93). Solche Generatoren sind nicht nur religiöse Institutionen wie die Beichte (vgl. Hahn 1982), therapeutische, medizinische oder gerichtliche Bekenntnis- und Geständnisformen. Hahn bezieht sich darüber hinaus auf allgemeine gesellschaftliche Rahmenbedingungen, die biographische Selbstthematisierung befördern. Er spricht von einer Korrelation „mit den sozialstrukturell angebotenen Freiheitsräumen" für individuelles Handeln (1988, S. 93), die auch als Steigerung der gesellschaftlichen Komplexität interpretierbar sei. Dabei werden besonders soziale Auf- und Abstiegserfahrungen, Entfremdung aus dem ursprünglichen sozialen Milieu, aber auch andere Formen der Selbstentfremdung genannt, allgemein die Erfahrung der Erschütterung bislang bestehender Gewißheiten und traditionaler Deutungen.

Bei näherem Hinsehen wird allerdings transparenter, daß die Rekonstruktion von biographischem Sinn eben nicht in erster Linie durch die Komplexität lebensgeschichtlicher Ereignisse, sondern durch bestimmte Strategien der Selektivität gewährleistet wird. Und solche Strategien sind an institutionalisierte Rahmenbedingungen biographischer Rekapitulation gebunden: unserem Arzt

erzählen wir eine andere „Lebensgeschichte“ als dem Priester, vor Gericht präsentieren wir einen anderen Lebenslauf als im narrativen Interview (vgl. Hahn 1988, S. 93ff.). „Stichwortgeber“ scheinen dabei tatsächlich institutionalisierte soziale Deutungsmuster der Biographie und des Lebenslaufs zu sein. „Es ist eine unabänderliche Bedingung eines jeden Lebenslaufs, daß er sich in sozialen Kategorien artikulieren muß“ (Schütz/Luckmann 1979, I, S. 139).[6]

Wir haben also gute Gründe anzunehmen, daß es sich bei der modernen Biographie um eine Art der Wahrnehmung der Sozialwelt handelt, die wir legitimerweise als biographische Reflexivität bezeichnen können. „Reflexivität“ übrigens nicht nur deshalb, weil das Individuum sich auf sich selbst zu beziehen lernt, sondern weil dieser Selbstbezug gerade durch soziale Instanzen provoziert wird. Es geht offenbar nicht nur um die bei Elias oder Foucault herausgearbeitete Einsicht, daß die Moderne beträchtliche Teile der äußeren Welt in die innere Welt verlagert und das Individuum – paradox genug – zu freiwilliger Selbstkontrolle nötigt. Der springende Punkt ist, daß das Individuum durch immer neue Instanzen gezwungen wird, seine Selbstkonsistenz in der Zeit, eine Biographie im heutigen Sinn, eben jene „Identität-Für-Sich“, zu entwickeln. Das ist es, was den schillernden Fall Arnaud du Tilh – historisch betrachtet – so erstaunlich und so interessant macht.

2. Zwischen der Auflösung des Subjekts und dem Zwang zur Selbstreferentialität

Was ist nun anders geworden im Fortgang der Moderne? Verändert hat sich zweifellos das Arrangement der biographischen „Stichwortgeber“. Die Möglichkeit, ja der Zwang, sich biographisch zu artikulieren, sind in der fortgeschrittenen Moderne inflationär geworden: Über sich zu reden oder zu schreiben, vor sich und anderen sein Innerstes preiszugeben, seine Schuld zu gestehen, sich öffentlich zu schämen, sein Leben privat oder sogar vor einem Millionenpublikum zu erbaulichen oder unterhaltsamen, therapeutischen, juristischen, religiösen oder ästhetischen Zwecken darzustellen, gehört z.B. zum TV-Alltag. Wir alle wissen, daß auch die spätmoderne Universität nicht frei ist von der inflationären Diskursivierung der Identität, des Privaten, Sexuellen, der Lebensgeschichte.

Für biographische Reflexivität indessen ist diese Inflation durchaus riskant. Welcher „Stichwortgeber“ ist der entscheidende? Was geschieht, wenn Biographiegeneratoren sozusagen gegeneinander antreten? Was passiert mit mir, wenn ich zappend von Vera am Mittag zu Bärbel Schäfer, Ilona Christen und Hans Meiser hetze und dabei am Ende Fliege verpaßt habe, was, wenn ich vom Coaching-Seminar in die Therapiesitzung eile und von dort an den abendlichen Stammtisch?

David Lodge läßt in einem seiner letzten Romane („Therapy“), einer hochamüsanten Satire über den Psychoboom (Lodge 1995), seinen Helden Tubby Passmore sagen: „Ich gehe in eine Menge Therapien. Montags in die Physiotherapie mit Roland, dienstags in die Verhaltenstherapie mit Alexander, und freitags habe ich abwechselnd Aromatherapie und Akupunktur. Am Mittwoch und

Donnerstag bin ich eigentlich immer in London, um mich dort mit Amy zu treffen. Aber das kommt auch auf eine Therapie hinaus“ (Klappentext).

In diesem postmodernen Spiel der Rollen und modischen Stichwortgeber, einer veritablen Fragmentierung des Subjekts, erscheinen verschiedene Modernitätsdeutungen gleich legitim. Zwei davon sind für die Biographieforschung besonders provokant:

(1) jenes nach wie vor wirkungsvolle Arsenal von Argumenten, das sich mit dem Etikett postmodern versehen hat und das Motiv von der Fragmentierung der Subjekte aufnimmt, sowie

(2) eine Deutung, die sonst – außer für den inneren Kreis der Fans und Eingeweihten – eher spröde und überintellektualisiert wirkt: nämlich Luhmanns sperrige Idee der erzwungenen Selbstreferentialität personaler Systeme.

(ad 1) Ich werde mich zunächst, freilich äußerst eklektizistisch und nicht ganz ohne Polemik, mit postmodernen Konzepten beschäftigen: „Postmodern“ ist wohl doch mehr als ein Modewort (vgl. dazu Rehberg 1991, S. 215ff.). Vermutlich macht es Sinn, gerade nicht von einem begrifflich genau abgrenzbaren Phänomen auszugehen, sondern von einer Art „semantisiertem“ Lebensgefühl, einer Integrationsideologie, die vermutlich deshalb so wirkungsvoll ist, weil sie – unter streng empirischen Aspekten betrachtet – außerordentlich vage bleibt. Eine Überzeugung freilich wird – quer zu den verschiedenen Vorlieben postmoderner Autoren – relativ einmütig bekundet: daß nämlich „die Deutungspotentiale und Sinnstiftungsreserven des letzten Ausläufers der abendländischen Kultur, eben der Neuzeit, sich erschöpft haben oder (zumindest ihr) Selbstverständnis unglaubwürdig geworden sei“ (Frank 1986, S. 7).

Eine zweite Disposition ist widersprüchlicher. Sie scheint aber für die Biographieforschung von großem Interesse zu sein: Mit der Verabschiedung der klassischen Moderne kann auch, um mit Derrida und Foucault zu reden, die „Dekonstruktion“ des Subjekts verbunden werden (Foucault 1971, 1974; Silverman 1989) – jenes Subjekts, das im Zentrum der modernen westlichen Philosophie seine wahre Subjektivität – Hegelsch gesprochen – erst durch die „Arbeit des Begriffs“ findet. Und genau dieses Subjekt, das in der Geburtsstunde des abendländischen „Logozentrismus“ – in Descartes Gleichsetzung des „ego cogito“ mit dem „ego existo“ – die historische Bühne betritt, ist den Postmodernen zuwider. Dieses Subjekt, das erst im Denken „ist“, hat mit den Materialisierungen seiner Ideen unbestreitbar auch Unheil gestiftet. Und das „Begreifen“, das Hegel zufolge seine eigentliche Aufgabe, um nicht zu sagen „Arbeit“ darstellt, hat durchaus etwas Erdrückendes, Anmaßendes, Kolonialisierendes. Es erinnert noch allzu lebhaft an die ursprüngliche Bedeutung hinter der Begriffsarbeit: „saisir avec les griffes“ heißt mit den Klauen packen (vgl. Frank 1986, S. 8). Foucault hat diese Rationalitätsschelte in einem Interview auf den bösen Slogan reduziert: „La torture, c’est la raison“ – Vernunft ist die wahre Folter, und „ihr Agent ist das Subjekt“.[7]

Ich werde noch einmal auf diese Kritik zurückkommen, denn sie hat durchaus plausible Aspekte und enthält eine Fülle hochaktueller Assoziationen. Aber ich sperre mich als Biographieforscher natürlich gegen die prinzipielle Dekon-

struktion des Subjekts. Sie ist nämlich keineswegs neu. Bereits Nietzsche hatte dieses abendländische Subjekt einen Mythos gescholten, eine bloße Fiktion: „... es gibt das ego gar nicht, von dem man redet, wenn man den Egoismus tadelt“, sagt er (Nietzsche 1969, III, S. 751), „... all unser sogenanntes Bewußtsein [ist] ein mehr oder weniger phantastischer Kommentar über einen ungewußten, vielleicht unwißbaren Text“ (Nietzsche 1969, I, S. 1095). Oswalt Spengler, Nietzsches „intelligenter Affe“, wie Thomas Mann gespottet hat, und Ludwig Klages, der eigentliche Erfinder des zitierten „Kampfbegriffs“ Logozentrismus, sind ihm gefolgt mit – zurückhaltend formuliert – sehr emphatischen Ergüssen über den dionysischen Ursprung des Lebens, der keinen Platz für das „Ich“ kenne.[8] Und die erstaunliche Ähnlichkeit zeitgenössischer postmoderner Modetexte mit diesen Propheten der Irrationalität ist – wie Jacques Bouveresse völlig zurecht festgestellt hat – nicht durch ihre faktische Ahnungslosigkeit gegenüber den Vorläufern schon gerechtfertigt (vgl. Bouveresse 1983, S. 371ff.).

Dennoch hat die böse Foucault-Kritik an Hegel, die Diagnose der Vernunft als Folter, einen harten Kern. Es war ein Zeitgenosse Hegels, der Däne Kierkegaard, der sich ebenso vehement, aber doch mit anderer Pointe gegen ein Subjektkonstrukt wandte, das der unverwechselbaren Einzigartigkeit des Individuums gerade keinen Raum ließ; in dessen Begriffen sich der einzelne – da war sich Kierkegaard sicher – eben nicht „begriffen“ fühlte; ein Konstrukt, das so etwas wie ein „Subjekt als Allgemeines“ erfunden hatte, aber eben wenig wußte über die konkreten Subjekte selbst.[9]

Genau das interessierte Kierkegaard, und diese Existentialisierung – man könnte beinahe sagen: „Soziologisierung“ – des Subjekts relativiert die Polemik der Postmodernen. Offensichtlich war Kierkegaard seiner Zeit weit voraus. Die Art von Subjektivität, die er sich vorstellt, ist unseren Überlegungen sehr nahe. Sie schließt ja riskante und bedrohte Subjektivitätserfahrung keineswegs aus. Und es erscheint umso frappierender, daß die subtile Unterstützung dieses Gedankens aus einer soziologischen Theorietradition kommt, in der man sie wahrlich nicht hätte erwarten können: aus der Systemtheorie.

(ad 2) Luhmanns Deutung des Prozesses der Moderne erscheint hier zweifellos überlegenswert: Die ursprünglich vertikale Differenzierung vormoderner Gesellschaften, die sozialen Akteuren, von Ausnahmefällen abgesehen, ihren eindeutigen Platz in einem Teilsystem der Gesellschaft zuwies, ist – systemtheoretisch betrachtet – einer funktionalen Differenzierung gewichen (stellvertretend Luhmann 1980, S. 30), in der soziale Teilsysteme wie Wirtschaft, Familie, Politik, Recht, Religion oder Erziehung nebeneinandertreten und die Individuen nötigen, sich gleichzeitig in mehrere Teilsysteme einzugliedern (ausführlicher Nassehi 1994). Damit wird das Selbstverständnis sozialer Akteure nicht mehr durch ihre eindeutige Plazierung in einem hierarchisch strukturierten sozialen Feld bestimmt, sondern in gewisser Weise durch individuelle Selbstbeschreibung. „Die Identität der Person gründet also“, wie Nassehi und Weber, zwei kluge Luhmannschüler, sagen, „gerade nicht auf dem Prinzip sozialer Differenzierung; sie steht vielmehr quer zu ihr“ (Nassehi/Weber 1990, S. 164).

Die vielfältige Einbezogenheit der Individuen (Systemtheoretiker nennen das „Multiinklusivität“), die es unmöglich macht, aus der einfachen Zugehörigkeit

zu einem Teilsystem der modernen Gesellschaft Identität zu gewinnen, zwingt das Individuum zu ununterbrochener Selbstbeobachtung und Selbstreflexion, d.h. zur selbstreferentiellen Verarbeitung sozialer Erfahrung. Und was in klassischen Sozialisationstheorien als „Balance" zwischen sozialer und personaler Identität beschrieben wird (stellvertretend Krappmann 1982), zeigt sich aus systemtheoretischer Perspektive als schlichter Reflex auf die Tatsache, daß moderne soziale Akteure gezwungen sind, „sich in mehrere Selbsts, mehrere Identitäten, mehrere Persönlichkeiten zu zerlegen, um der Mehrheit sozialer Umwelten und der Unterschiedlichkeiten der Anforderungen gerecht werden zu können" (Luhmann 1989, S. 223).

Diese Beobachtung wirkt auf den ersten Blick hochabstrakt, aber der Gedanke erscheint durchaus faszinierend und verspräche endlich eine anspruchsvolle theoretische Deutung dessen, was die prominente Becksche „Individualisierungsthese" nur beschreibt (stellvertretend Beck 1986): Die späte Moderne scheint damit beschäftigt zu sein, ihre „Inklusionsprobleme" zu lösen – das Dilemma, daß soziale Akteure sich freiwillig und funktional verschiedenen Teilsystemen gleichzeitig zuordnen müssen: nette Familienväter sind und gute Lehrerinnen, verläßliche Wähler und ehrliche Steuerzahlerinnen, engagierte Christen und bildungsbereite Volkshochschulabsolventinnen, freundliche Nachbarn und hilfsbereite Großmütter. Im Grunde ist Martin Kohlis Idee von der „Institutionalisierung des Lebenslaufs" (vgl. Kohli 1985) der allerdings zunehmend mißlingende Versuch der Gesellschaft, solche Inklusionsbemühungen zu organisieren.

Tatsächlich passiert allerdings etwas ganz anderes: Es gibt keine Institution (entschieden auch nicht den organisierten Lebensablauf), die diese Einbindung heute noch garantieren könnte. Nur das Individuum selbst integriert die parallelen Anforderungen unterschiedlicher Teilsysteme, nur jede und jeder von uns kann durch „Biographisierung" der gesellschaftlichen Integrationsanforderungen sicherstellen, daß wir bei all den verschiedenen Erwartungen, die uns aufgebürdet werden, wir selber bleiben und zugleich „funktionieren".

Aber diese Lösung ist tückisch. Der Zwang zur biographischen Selbstreferentialität der Individuen – also die Nötigung, aus sich selbst heraus etwas zu schaffen, was die sozialen Institutionen nicht mehr garantieren –, trägt ein doppeltes Risiko, das in der jüngeren Systemtheorie erst allmählich entdeckt wird: Die biographische Konstruktion von Identität kann sich natürlich nur bedingt von den Eindrücken lösen, die unterschiedliche Teilsysteme hinterlassen. D.h. auch die selbstreferentielle Verarbeitung funktionaler Differenzierung zeigt noch die Spuren widersprüchlicher Inklusionsanforderungen. Diese Bemerkung erlaubte eine Fülle hochtheoretischer Kommentare, auf die ich hier verzichten muß (vgl. ausführlicher Alheit 1997a; Alheit/Dausien 2000).

Schwerer wiegt der Befund, daß für zunehmende Teile der Bevölkerung viele der Subsysteme gar nicht inklusiv, sondern exklusiv wirken. Der Arbeitsmarkt z.B. oder das Bildungssystem schließen große Teile von Betroffenen nicht ein, sondern aus. Gewiß ist diese Tatsache nicht neu, systemtheoretisch hat sie mit den Arbeiten Stichwehs und der Entdeckung jener weltweiten „schwarzen Löcher" der Exklusion jedoch eine geradezu politische Dimension erhalten.

Ich will aber nicht vom Thema abweichen: Die Last, die heute auf vielen modernen Individuen liegt, ist nicht nur die biographische Synchronisierung von dif-

ferenzierten gesellschaftlichen Anforderungen, also von ausufernden und z.T. widersprüchlichen Inklusionsangeboten. Das Dilemma liegt in der biographischen Verarbeitung von eskalierenden Exklusionserfahrungen. Menschen werden gezwungen, eine biographische Identität zu entwickeln – nicht obwohl, sondern gerade weil die Teilsysteme versagen: die Politik, der Arbeitsmarkt, der flankierende Sozialstaat, das Bildungssystem, das Gesundheitssystem, die Familie.

Erinnern wir uns an den ersten Gedanken. Mit der Moderne entsteht das Phänomen biographischer Reflexivität, weil Institutionen Individuen explizit den Bezug auf sich selbst abverlangen. Arnaud du Tilh wird zur Biographisierung genötigt, weil das Gericht danach fragt. In der späten Moderne passiert offenbar etwas Gegenläufiges: Die Institutionen hören auf, „Stichwortgeber“ der Individuen zu sein, verweigern ihre flankierende Hilfestellung. Fast sieht es so aus, als seien soziale Akteure nun zu Rahmenparametern der Institutionen geworden. Ihr soziales Überleben kann jedenfalls immer weniger auf die Institutionen rechnen. Aus der biographischen Reflexivität scheint sozusagen „pure Biographisierung“ geworden zu sein.

3. „Institutionelle Selbstreflexivität“: Vorsichtige Andeutungen möglicher Alternativen

Heißt das nun absoluter „Zerfall des Sozialen“? – Die Antwort ist kompliziert. Im Post-Scriptum zu Bourdieus jüngstem Großwerk „La misère du monde“ („Das Elend der Welt“), in dem er sich implizit übrigens von seinen eigenen Vorurteilen gegenüber der Biographieforschung (vgl. Bourdieu 1990) verabschiedet, können wir lesen: „Nach und nach hat sich die Welt der Politik in sich selbst zurückgezogen und abgekapselt, dreht sich nur noch um ihre internen Rivalitäten, eigenen Probleme und eigenen Interessen. Politiker, die noch in der Lage wären, die Erwartungen und Forderungen ihrer Wähler zu verstehen und auszudrücken, sind heute ebenso Mangelware wie die Volkstribunen von einst, und falls es sie doch noch gibt, sitzen sie bestimmt nicht in den ersten Reihen ihrer Fraktionen. Die politischen Führer von morgen bewähren sich vielmehr im Rahmen von Fernsehdebatten oder Konklaven ihrer Parteiapparate. Die Regierenden sind Geisel ihres sich aus Jungtechnokraten rekrutierenden Umfeldes, wo man so gut wie nichts vom Alltagsleben normaler Mitbürger weiß und wo nichts und niemand mehr diese Ignoranz ins Gedächtnis ruft ...“ (Bourdieu 1997, S. 832).

Diese Beschreibung, die wir im deutschen Kontext problemlos nachvollziehen können, macht nur beispielhaft die Exklusivität des Politiksystems deutlich. Durch seine Selbstreproduktion werden tatsächlich die Probleme normaler Leute ausgegrenzt, exkludiert. Was hier für die Politik gesagt wird, ließe sich umstandslos auch auf die Ökonomie übertragen: Die Shareholder-Mentalität der Finanzjongleure schafft gezielt und geplant menschenleere Produktionshallen, gespenstische Dienstleistungs- und Informationszentren. Lean production, lean service und lean management wirken eben kapitalbildend. Die eskalierenden Profite sind nur die andere Seite dramatischer Exklusion Hunderttausender aus dem Arbeitsmarkt. Es ist mehr als zynisch, wenn an den Börsen die Aktien

derjenigen Konzerne steigen, die größere Kündigungswellen annoncieren, und wenn in der Wall Street der Dow Jones sinkt, weil die U.S.-Arbeitslosenzahlen abnehmen.

Dieser aggressive Rückzug zentraler sozialer Teilsysteme aus dem Leben der Menschen, der massenhafte Vereinzelung, Niedergeschlagenheit, tiefes Schamgefühl, aber auch Verdrossenheit und sogar Gewalt gegen vermeintliche Sündenböcke erzeugt, geht durchaus an die Substanz des Sozialen. Exklusion läßt sich durch „Biographisierung" eben nicht kompensieren. Aber sie erzeugt natürlich auch nicht automatisch eine neue Form von Gemeinsinn. Die intermediären Felder der Sozialität müssen neu vermessen und verstanden werden (vgl. Alheit 1999).

Wir berühren hier zweifellos ein Phänomen, das für die wissenschaftliche Arbeit des Halle-Magdeburger Promotionskollegs hochinteressant sein dürfte und dessen tieferes Verständnis für eine Zukunftsperspektive vor allem sozialer Professionen überlebenswichtig wird. Vielleicht nützt eine neue Pointierung der hier von mir vorgestellten Zeitdiagnose, die erstaunliche Praxisrelevanz der knapp präsentierten Einsichten deutlicher zu machen: Die makrosozialen Umbrüche der Moderne, das war meine These, verändern die Mikrosozialität, also das biographische Bewußtsein moderner Individuen, nicht nur deshalb, weil sich beträchtliche Anteile der äußeren Abläufe sozusagen „nach innen" verlagern. Die „schleichende Revolution" der Moderne findet vielmehr in der Grauzone zwischen Makro- und Mikroebene statt, im Meso-Bereich der Institutionen – der Beichtstühle, Gerichte und Schulen, der Hospitäler, Irrenanstalten und Gefängnisse –, die sich unübersehbar in „Biographiegeneratoren" verwandeln.

Und die sozialen Krisen der fortgeschrittenen Moderne bestehen erstaunlicherweise eben auch nicht im schlichten Zusammenbruch biographischer Perspektiven (ein für Biographieforscher immer wieder frappierendes Phänomen ist ja gerade die Entdeckung, wie erfolgreich Individuen dramatische biographische Krisen tatsächlich bewältigen). Wir müssen auch sie in jenem „Meso-Bereich" verankern, in den Funktionskrisen sozialer Teilsysteme, die offensichtlich ihre „Stichwortgeber"-Aufgabe zu verlieren drohen. Der Zwang zur ungefilterten Biographisierung sozialer Risiken ist eben auch die Konsequenz makrosozialer Zerstörung des intermediären Bereichs – sei er nun institutionell oder zivilgesellschaftlich organisiert.

Natürlich ist diese Einsicht nicht prinzipiell neu. Sie klingt in Foucaults vernichtender Kritik der Macht-Dispositive (vgl. Foucault 1974) ebenso an wie in der Habermasschen Aufdeckung einer systemischen Kolonialisierung der Lebenswelt (Habermas 1981). Sie speist den gelegentlich sehr moralisch geführten Diskurs der Kommunitaristen, und sie bestimmt auch die neuere Debatte um die Zivilgesellschaft. Wirklich innovativ und nachhaltig bedeutsam wären professionspolitische Konsequenzen, die sich aus solchen Einsichten nahelegen. Und hier beginnt das Promotionskolleg seine Arbeit sozusagen an einer „Nahtstelle" aktueller Probleme.

Neben dem Bildungssystem und dem ausdifferenzierten Bereich sozialer Dienste lassen sich die riskanten Folgen jener Entwicklung gewiß besonders drastisch im Gesundheitssystem belegen. Und die beiden konkurrierenden „makropolitischen" Lösungsdiskurse, die unser Jahrhundert kennzeichnen – klas-

sisch-sozialdemokratische Verstaatlichung versus neoliberale Privatisierung der Meso-Systeme –, sind schon deshalb prekär, weil beide an der eigentlichen Problemmaterie, der selbstverständlichen Inklusion und der aktiven Partizipation von Klientelen, vorbeizielen. Technokratien, Therapeutokratien oder krudes Profitinteresse erhöhen den Biographisierungsdruck von Pflegebedürftigen und erschweren Gesundungsprozesse.

Andererseits hat aber gerade die moderne Klinik durch die Ausdifferenzierung der Pflegeleistungen einen ungeplanten Informalisierungsprozeß in Gang gesetzt, der einer vollständigen Entkoppelung institutionalisierter Krankenversorgung und individueller Pflegebedürftigkeit zuwiderläuft und der Dimension des Sozialen eine überraschende Chance verschafft: Seit den faszinierenden Klinikstudien der dritten Generation der Chicago School, besonders von Anselm Strauss (1963, 1979) etwa, wissen wir, daß sich im Krankenhaus-Alltag – jenseits der professionellen Hierarchien – zwischen Ärzten, Pflegepersonal und Patienten eine Art negotiated order, eine immer wieder neu auszuhandelnde Ordnung, durchgesetzt hat. Eine soziale Interaktionsqualität kehrt gleichsam – ungeplant – zurück und relativiert die dramatischen Entkoppelungsprozesse der modernisierten Moderne.

Solche Einsicht zwingt den Professionalisierungsdiskurs zur Wahrnehmung einer neuen Qualität: der Selbstreflexivität der Institutionen. Gerade soziale Einrichtungen sind eben nicht nur etablierte Ordnungen, sondern lebendige Interaktions- und Bargainingprozesse gleichberechtigter sozialer Akteure. Diese Prozesse zu begleiten und zu moderieren, scheint aber völlig neue Kompetenzen zu erfordern, insbesondere ein vertieftes Verständnis der „Biographizität“ moderner sozialer Problemlagen.

Vielleicht kann auch hier der exemplarische Hinweis auf das Gesundheitswesen Phantasien freisetzen, die das künftige Profil sozialer Berufe beeinflussen werden. Die faszinierende Idee einer „biographischen Medizin“, wie sie etwa Victor von Weizsäcker schon vor mehr als 40 Jahren (Weizsäcker 1956) entwickelt hat, ist für biographische Forschungen richtungsweisend gewesen, die in den vergangenen fünf Jahren an unserem Bremer Institut[10] durchgeführt wurden. Dabei haben wir zunächst selektiv biographische Erkrankungs- und Gesundungsprozesse an drei interessanten Krankheitsbildern analysiert: an der Epilepsie, an Herz-Kreislauf-Erkrankungen und an der Multiplen Sklerose (vgl. stellvertretend Hanses 1996). Die Ergebnisse erscheinen außerordentlich nachdenkenswert. Es sind gerade nicht die Symptomkonstellationen oder die neurophysiologischen Daten, die die Krankheiten durchschaubar machen. Die Studien belegen vielmehr außerordentlich differenziert, daß Krankheit biographisch konstruiert ist. Die Sequenz eines Erkrankungs- und Gesundungsprozesses folgt nicht einer externen Symptomtypologie, sondern der inneren biographischen Logik des Erkrankten. Beinahe analog den Einsichten der neurobiologischen Kognitionsforschung (und empirisch durchaus unabhängig von ihr) entdecken wir „strukturelle Koppelungen“ zwischen sozialen, therapeutischen und klinischen Einflüssen und spezifischen biographischen Erkrankungs- und Gesundungsprozessen. Aber nicht die externen Einflüsse bestimmen den Krankheitsverlauf, sondern die gleichsam „innere Logik“ ihrer Verarbeitung. Die Biographizität des Krankheitsgeschehens ist die entscheidende Variable des Gesundungsprozesses.

Der systematische Wert solcher Entdeckungen ist kaum zu überschätzen; und er bezieht sich offensichtlich nicht nur auf die denkbaren Innovationen professionellen Pflegehandelns. Soziale Professionalität ist prinzipiell davon berührt. Wenn nämlich der Verarbeitungsmodus bestimmter Problemlagen vor allem durch die selbstreferentielle Kapazität der Betroffenen beeinflußt wird, dann müssen sich „institutionelle Umwelten" verändern, dann wird institutionelle Selbstreflexivität zur Basisvoraussetzung professionellen Handelns.

Es erscheint durchaus nicht gesichert, daß soziale Institutionen auf eine vergleichbare Veränderung vorbereitet sind. Ihre klassisch-moderne Funktion als „Biographiegeneratoren" war eine Machtfunktion. Die geforderte Perspektive von „Biographiemoderatoren" hieße ein bewußtes Aufgeben jenes Macht-Dispositivs und den Aufbau zivilgesellschaftlicher Dienstleistungsaufgaben. Sie sind möglich, aber sie sind auch notwendig, wenn der prognostizierte Zerfall des Sozialen aufgehalten werden soll. Der Diskurs um ein neues Profil sozialer Berufe hat deshalb auch eine historisch-politische Dimension.

Anmerkungen

1 Leicht gekürzte Fassung eines Festvortrags zur Eröffnung des gemeinsamen Promotionskollegs „Biographische Risiken und neue professionelle Herausforderungen" der Universitäten Halle/Wittenberg und Magdeburg am 12. November 1998 in Halle.

2 Dies geschieht mit symbolischem Bezug auf das Promotionskolleg, zu dessen offiziellem Beginn der Vortrag gehalten wurde, und kann selbstverständlich für sich keine systematische Durchdringung der Gegenstandsproblematik beanspruchen.

3 Eine gewisse „Tradition" der Lebensbeschreibung ist tatsächlich schon in der griechisch-römischen Antike nachweisbar. Besonders Sueton und Plutarch üben mit ihren Biographien berühmter Dichter, Philosophen und Staatsmänner noch in der frühen Neuzeit beträchtlichen Einfluß aus. Auch das Mittelalter produziert Hagiographien oder auch einige nachwirkende „säkulare" Darstellungen (z.B. Einhards „Vita Caroli Magni"). Die unvergleichlichen „Confessiones" des Augustin sind ihrer Zeit weit voraus und finden erst ein Jahrtausend später – zu Beginn der Renaissance – angemessene Parallelen (Alheit/Dausien 1990).

4 Vgl. dazu ausführlich Romein 1948; Garraty 1957; Alheit/Dausien 1990.

5 In dem sehenswerten, wenn auch nicht ganz authentischen Film zu dieser Geschichte wird du Tilh nicht umsonst von Gérard Dépardieu – in einem späteren amerikanisierten Remake sogar von Richard Gere – dargestellt.

6 Diese soziologische Argumentation läßt sich interessanterweise auch in einem weiteren philosophischen Kontext reformulieren. Die europäische Moderne ist von Beginn an mit dem Problem beschäftigt, das wachsende Wissen des Individuums um seine diskrete Bedeutsamkeit als ein „bedingtes" Wissen zu interpretieren. Vor geraumer Zeit hat Dieter Henrich (1989) einen Beitrag zu Jacobi und Reinhold und den Anfängen einer Theorie des Subjekts vorgelegt, der überzeugend nachweist, daß „Selbstgewißheit" und „Selbsttätigkeit" in ihrer ursprünglichen begrifflichen Fassung Gewißheit des Unbedingten „in mir selbst" bedeuten (vgl. ebd., S. 116ff.). Im pointierten Sinne modern an diesem Gedanken sind zwei Aspekte: Das Subjekt entdeckt sich theoretisch tatsächlich selbst, wird also seiner Individualität sich bewußt. Denn das Unbedingte, das es in sich selbst erkennt, tritt ihm nicht mehr, wie noch im spekulativen Idealismus, als das Andere gegenüber, sondern ist im Subjekt gegenwärtig und „operativ". Zugleich ist das Individuum aber auch am exklusivsten Ort seines „Innewerdens", also im sozusagen intimsten Moment seiner Selbstgewißheit, gerade nicht (nur) bei sich selbst, sondern hat Teil an einem umfassenden Konstitutionszusammenhang.

Dieser ebenso einfache wie revolutionäre Gedanke, der übrigens soziologisch sehr viel origineller ist als Kants berühmte „reine Apperzeption“ oder Fichtes Idee von der Selbstsetzung des Ich, gibt uns einen vagen Eindruck von der Komplexität jenes Kernproblems, das die Moderne zu lösen hat · soziologisch gesprochen: die System- und Sozialintegration des seiner selbst sich bewußt werdenden Individuums. Gelingen kann diese doppelte Integration nur, wenn institutionelle Strukturen entstehen, die in der Lage sind, kontinuierlich mit Problemen der Selbstvergewisserung beschäftigte Individuen angemessen zu begleiten, und wenn die Individuen selbst psychisch so disponiert sind, daß sie ihren Selbstvergewisserungsprozeß in der Zeit für den institutionellen Zugriff berechenbar gestalten. Hier scheint das Deutungsmuster „Biographie“ (vgl. Alheit/Dausien 1992) seinen historischen Ort zu haben.

7 Zit. nach Frank 1986, S. 8. Frank hat diese Zusammenhänge mit lesenswerter essayistischer Brillanz und subtiler Ironie rekonstruiert.

8 „Während jedes außermenschliche Lebewesen, wenn auch gesondert und mit eigener Innerlichkeit, im Rhythmus des kosmischen Lebens pulst, hat den Menschen aus diesem abgetrennt das Gesetz des Geistes. Was ihm als Träger des Ichbewußtseins im Lichte der Überlegenheit vorausberechnenden Denkens über die Welt erscheint, das erscheint dem Metaphysiker, wenn anders er tief genug eindringt, im Lichte der Knechtung des Lebens unter das Joch der Begriffe! Von ihm das Leben wieder zu lösen, sowohl der Seele als auch dem Leibe nach, ist der verborgene Hang aller Mystiker und Narkotiker, mögen sie es wissen oder verkennen; und der erfüllt sich in der Ekstase. Mit den Beweisen dafür kämen wir auf hundert Seiten nicht zu Ende“ (Klages 1930, S. 65).

9 Eine besonders eindrucksvolle Variante dieses in Kierkegaards Schriften vielfältig auffindbaren Motivs präsentiert Kierkegaard am Ende der „Abschließende(n) unwissenschaftliche(n) Nachschrift zu den philosophischen Brocken“ in dem Abschnitt über „Das subjektive Problem, oder wie die Subjektivität sein muß, damit ihr das Problem erscheinen kann“ (Kierkegaard 1910, S. 209-370).

10 Es handelt sich dabei um das 1993 gegründete Institut für angewandte Biographie- und Lebensweltforschung (IBL), das von Annelie Keil, Wilhelm Mader und mir selbst geleitet wird (zum Forschungsprogramm dieses Instituts vgl. Alheit 1997b).

Literatur

Alheit, P.: „Individuelle Modernisierung“ · Zur Logik biographischer Konstruktion in modernisierten modernen Gesellschaften. In: Stefan Hradil (Hrsg.): Differenz und Integration. Die Zukunft moderner Gesellschaften. Verhandlungen des 28. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Dresden 1996. Frankfurt a.M./New York 1997a, S. 941-951

Alheit, P.: Institut für angewandte Biographie- und Lebensweltforschung. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie 17 (1997b), H. 3, S. 322-324

Alheit, P.: On a contradictory way to the ‘learning society’: A critical approach. In: Studies in the Education of Adults 31 (1999), No. 1, S. 66-82

Alheit, P. /Dausien, B.: Biographie. In: Sandkühler, H.J. (Hrsg.): Europäische Enzyklopädie zu Philosophie und Wissenschaften. Bd. 1, Hamburg 1990, S. 405-418

Alheit, P./Dausien, B.: Biographie – ein „modernes Deutungsmuster“? Sozialstrukturelle Brechungen einer Wissensform der Moderne. In: Meuser, M./Sackmann, R. (Hrsg.): Analyse sozialer Deutungsmuster. Beiträge zur empirischen Wissenssoziologie. Pfaffenweiler 1992, S. 161-182

Alheit, P./Dausien, B.: Die biographische Konstruktion der Wirklichkeit. Überlegungen zur Biographizität des Sozialen. In: Hoerning, E.M. (Hrsg.): Biographische Sozialisation. Stuttgart (2000, im Druck)

Beck, U.: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a.M. 1986

Bourdieu, P.: Die biographische Illusion. In: Bios 3 (1990), H. 1, S. 75-81

Bourdieu, P.: Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Konstanz 1997
Bouveresse, J.: La vengeance de Spengler. In: Ders.: Le temps de la réflexion. Paris 1983, S. 371-401
Burke, P.: Städtische Kultur in Italien zwischen Hochrenaissance und Barock. Eine historische Anthropologie. Berlin 1986
Elias, N.: Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. 2 Bde., 8. Aufl., Frankfurt a.M. 1980
Fèbvre, L.: Le problème de l'incroyance au XVIe siècle: La religion de Rabelais. Paris 1947
Foucault, M.: Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften. Frankfurt a.M. 1971
Foucault, M.: Die Ordnung des Diskurses. München 1974
Foucault, M.: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt a.M. 1976
Frank, M.: Die Unhintergehbarkeit von Individualität. Frankfurt a.M. 1986
Garraty, J.A.: The Nature of Biography. New York 1957
Ginzburg, C.: Il formaggio e i vermi. Il cosmo di un mugnaio del 1500. Turin 1976
Ginzburg, C.: Beweise und Möglichkeiten. Randbemerkungen zur Wahrhaftigen Geschichte von der Wiederkehr des Martin Guerre. In: Zemon Davis, N. (1989), S. 185-217
Habermas, J.: Theorie des kommunikativen Handelns. 2 Bde., Frankfurt a.M. 1981
Hahn, A.: Zur Soziologie der Beichte und anderer Formen institutionalisierter Bekenntnisse. Selbstthematisierung und Zivilisationsprozeß. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 34 (1982), S. 408-434
Hahn, A.: Biographie und Lebenslauf. In: Brose, H.-G./Hildenbrand, B. (Hrsg.): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende. Opladen 1988, S. 91-105
Hahn, A./Kapp, V. (Hrsg.): Selbstthematisierung und Selbstzeugnis. Bekenntnis und Gedächtnis. Frankfurt a.M. 1987
Hanses, A.: Epilepsie als biographische Konstruktion. Eine Analyse von Erkrankungs- und Gesundungsprozessen anfallserkrankter Menschen anhand erzählter Lebensgeschichten. Bremen 1996
Henrich, D.: Die Anfänge der Theorie des Subjekts (1789). In: Honneth, A. u.a. (Hrsg.): Zwischenbetrachtungen. Im Prozeß der Aufklärung. Jürgen Habermas zum 60. Geburtstag. Frankfurt a.M., S. 105-170
Kierkegaard, S.: Philosophische Brocken/Abschließende unwissenschaftliche Nachschrift/Erster Teil. Jena 1910
Klages, L.: Der kosmogonische Eros. 3. Aufl., Jena 1930
Kohli, M.: Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 37 (1985), S. 1-29
Krappmann, L.: Soziologische Dimensionen der Identität. Strukturelle Bedingungen für die Teilnehmer an Interaktionsprozessen. Stuttgart 1982
Lodge, D.: Therapy. London 1995 (dt. Therapie, Zürich 1995)
Luhmann, N.: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Bd. 1, Frankfurt a.M. 1980
Luhmann, N.: Die Autopoiesis des Bewußtseins. In: Soziale Welt 36 (1985), S. 402-446
Luhmann, N.: Individuuum, Individualität, Individualismus. In: Luhmann, N.: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Bd. 3, Frankfurt a.M. 1989, S. 149-258
Nassehi, A.: Differenz als Signum • Einheit als Horizont. Zur Zeitdiagnose posttraditionaler Vergesellschaftung. In: Sozialwissenschaftliche Literaturrundschau 20 (1994), S. 81-90
Nassehi, A./Weber, G.: Zu einer Theorie biographischer Identität. Epistemologische und systemtheoretische Argumente. In: Bios 3 (1990), H. 2, S. 153-187
Nietzsche, F.: Werke, hrsg. von Karl Schlechta, München 1969

Rehberg, K.-S.: Utopien der Stagnation. „Postmoderne“ und „post-histoire“ als kulturkritische Zeitdiagnosen. In: Zapf., W. (Hrsg.): Die Modernisierung moderner Gesellschaften. Verhandlungen des 25. Deutschen Soziologentages in Frankfurt am Main 1990. Frankfurt a.M./New York 1991, S. 212-227

Romein, J.: Die Biographie. Einführung in ihre Geschichte und ihre Problematik. Bern 1948

Schütz, A./Luckmann, T.: Strukturen der Lebenswelt. Bd.1, Frankfurt a.M. 1979

Silvermann, H.J. (Hrsg.): Derrida and Deconstruction. New York 1989

Strauss, A.L.: Negotiations. San Francisco 1979

Strauss, A.L. u.a.: The hospital and its negotiated order. In: Freidson, E. (Hrsg.): The Hospital in Modern Society. New York 1963, S. 147-169

Weizsäcker, V. von: Pathosophie. Göttingen 1956

Wenzel, H.: Die Autobiographie des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit. 2 Bde., München 1980

Zemon Davis, N.: Die wahrhaftige Geschichte von der Wiederkehr des Martin Guerre. Mit einem Nachwort von Carlo Ginzburg. Frankfurt a.M. 1989

Prof. Dr. Dr. Peter Alheit, Pädagogisches Seminar der Georg-August-Universität Göttingen, Baurat-Gerber-Str. 4/6, 37073 Göttingen